

Soziale Differenzlinien und soziale Ungleichheiten – Herausforderungen und Perspektiven für die Forschung in der Sozialen Arbeit

**Vortrag am Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung der
Johann Wolfgang Goethe-Universität, 23. September 2013, Frankfurt a. M.**

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende,

ich bedanke mich für die Einladung zu diesem Vortrag hier in Frankfurt am Main. In der folgenden halben Stunde habe ich Gelegenheit, meine bisherigen Erfahrungen in der Lehre in das gestellte Oberthema „Erzeugung sozialer Differenzlinien und soziale Ungleichheit in Kindheit und Jugend“ einzuordnen und einige Perspektiven anzudeuten. Denn, so lässt sich mit Nicole Burzan sagen, Thematisierungen von sozialer Ungleichheit machen zum Thema, dass „Andersartigkeiten“ nicht beliebig sind, sondern mit der ungleichen Verteilung von Lebenschancen verbunden sein *können* (vgl. Burzan 2011: 7). Ich möchte im Vortrag eine forschungsbezogene, theoretisch-konzeptionelle Perspektive einnehmen.

Erlauben Sie mir noch eine Vorbemerkung: Wenn ich im Folgenden von „Sozialer Arbeit“ rede, so geht es mir hier nicht um eine exklusive Thematisierung *einer* pädagogischen Teildisziplin. Auch wenn ich aktuell rein nominell eine Professur für Sozialpädagogik vertrete, ist unser Verständnis an der Uni Trier im Fach Pädagogik breiter. Mit Sozialer Arbeit ist hier vielmehr die erziehungswissenschaftliche Beschäftigung mit häufig institutionalisierten und professionalisierten Handlungsfelder gemeint, sowie darauf bezogene Handlungsformen und Angebote, die sich auf alltägliche Fragen der Erziehung, Bildung und Bewältigung im Lebenslauf beziehen.

1. Das Feld sortieren und zurechtschneiden – zum Umgang mit Differenz in der Pädagogik und Sozialen Arbeit

Generell, so mein Eindruck lassen sich gegenwärtig in der Diskussion zwei verschiedenen Zugriffe auf das Thema Differenz beobachten: Zum einen werden Differenz und Differenzierung als konstitutives Moment pädagogischer Normalisierungsarbeit beforscht. Zum andern

erleben wir aktuell eine verstärkte Aufmerksamkeit gegenüber der Erzeugung sozialer Differenzlinien sowie deren Verschränkung mit Prozessen der gesellschaftlichen Differenzierung. Beide Diskussionsstränge sind vielfältig miteinander verwoben.

1.1. Differenz und Differenzierung als konstitutives Moment pädagogischer Normalisierungsarbeit

Differenz und Prozesse des Differenzierens in der Sozialen Arbeit sind eng verbunden mit folgender Leitvorstellung: Durch sozialpädagogische Interventionen – verstanden als Normalisierungsarbeit – kann und soll so etwas wie „Normalität“ auf individueller und gesellschaftlicher Ebene hergestellt werden (vgl. Kessl/ Plößer 2010).¹ Pädagogisch-sozialarbeiterische Interventionen richten sich dabei überwiegend auf die Veränderung von Personen, nicht primär auf Situationen, Lebenslagen, Lebensbedingungen. Eben darin liegt ein Fallstrick: Denn die Wahrnehmung eines differenten, also *abweichenden* Verhaltens wird allzu leicht als Differenz der Person identifiziert – im Sinne einer stabil gedachten Eigenschaft oder einer personalen Disposition. Und eben dies war und ist nach wie vor einer der zentralen Kritikpunkte, aber auch Katalysatoren in der Sozialen Arbeit als einer Praxis und als einer reflexiven Wissenschaft.² Soziale Arbeit, so Burkhard Müller in seiner Kritik hierzu, sei in Deutschland besonders von der Annahme geprägt, dass die Bevölkerung insgesamt in gewisser Weise „normalisiert“ und diskursiv homogenisiert werden müsse, wobei den Einzelnen dabei „innere Freiheit“ unterstellt würde (Müller nach Maurer 2001: 130). Soziale Arbeit, so ließe sich formulieren, geht zumindest in Deutschland (immer noch) von der Utopie einer homogenen Gesellschaft mit wenig Konflikten und sozialen Differenzen aus, auf die sie hinarbeiten will. Eben deshalb *wird* bzw. *ist* Soziale Arbeit legitimiert als eine Praxis, die auf

¹ So bestimmen bspw. Fabian Kessl und Hans-Uwe Otto die wohlfahrtsstaatliche Aufgabe Sozialer Arbeit darin, „subjektive Lebensführungs- und Subjektivierungsweisen in Bezug auf die wohlfahrtsstaatlich als gültig vereinbarten Normalitätsmodelle zu regulieren und zu gestalten“ (Kessl/ Otto 2011: 392).

² Diese Auseinandersetzung mit der Differenzbildenden Arbeitsform Sozialer Arbeit hat die Kritik an den Funktionen Sozialer Arbeit in den 1960er Jahren massiv geprägt (z.B. bei Peters 1969), war aber auch einer der zentralen Motoren im Ringen um konzeptionelle Bestimmungen Sozialer Arbeit in den 1980er und 1990er Jahre, bspw. in den Auseinandersetzungen um Professionalisierung, Adressatenorientierung und um sozialpolitisch-institutionelle Ausgestaltung von Hilfen. Grob gesprochen war für die Soziale Arbeit in dieser Spannung von Differenzwahrnehmung und Normalisierung lange ein Modell gültig, dass das Verhalten von Klienten, so Fabian Kessl und Melanie Plößer (2010), entlang eines Modells von Normalität wahrgenommen und beurteilt hat, das im nationalstaatlichen Kontext seine Gültigkeit behauptete. Damit waren bzw. sind heute noch die potenziellen Klienten Sozialer Arbeit jene, die als von dieser Verhaltensstandards abweichend kategorisiert werden konnten.

Normalisierung und Relativierung von Differenz zielt, bspw. in der angestrebten, entstigmatisierenden Ausrichtung von Hilfeformen im Feld der Heimerziehung („familienähnliche Strukturen“, Verständnis der Kinder als „ganz normale“ etc.) (vgl. Maurer 2001: 138).³ Praxen Sozialer Arbeit bauen damit grundlegend auf der Herstellung von Unterscheidungen auf – d.h. auf Differenzierungen. Sie greifen dabei auf verfügbare, ggf. auch dominante Kategorien der Differenz zurück, um Handlungen und Be-Handlungen deuten zu können und sie mit Sinn zu versehen (vgl. auch Mecheril/ Melter 2010: 124).⁴

Lange Zeit, d.h. ca. bis zur Jahrtausendwende, standen im Zentrum der Debatten und Entwürfe Sozialer Arbeit eher die Fragen: *Was* soll professionelles Handeln im Kontext von Institutionen zur Bildung und Bewältigung im Lebenslauf *sein*? Und *wie* lassen sich die Handlungspraktiken und Strukturen im Rahmen solcher Einrichtungen *optimieren*? Erfolgsrezept Sozialer Arbeit als Disziplin und Profession war dabei, dass sie versprach, soziale Integration leisten zu können – also Differenzen wahrnehmen, beurteilen, bearbeiten und ggf. überwinden zu *wollen*.⁵ Soziale Arbeit konnte und kann sich aber gleichzeitig nicht damit zufrieden geben, dass sie diese Kategorien und Kategorisierungen damit ins Feld der pädagogischen Problembearbeitung hineingeholt hat.⁶

Seit einigen Jahren wird v.a. im Kontext ethnomethodologischer, ethnographischer und diskursanalytisch angelegter Forschungsarbeiten stärker untersucht, *was* im Rahmen von Angeboten und Maßnahmen zur Bildung und Bewältigung im Lebenslauf eigentlich *hergestellt* wird und *wie* das möglich ist (z.B. Heinzel/ Thole/ Cloos/ Köngeter 2009). Damit geraten die Praxen in den Blick. Untersucht wird bspw., wie individuelle und kollektive Akteure – also

³ Soziale Arbeit folgt dabei einem sozial- und wohlfahrtspolitischen Modus, der in der Wahrnehmung von Differenz – im Sinne von Abweichung gesellschaftlicher Normalitätsannahmen – seinen Ausgangspunkt hat und nun durch institutionelle Absicherung auf Normalisierung oder Integration zielt (vgl. Kessler/Plöcker 2010). Ausgangspunkt dieser Perspektive war historisch betrachtet lange Zeit die Vorstellung von einer „Differenz als Ungleichheit“; den Zielpunkt bildete die Idee der Gleichheit oder „sameness“ in einer imaginierten „national community“ (hierzu Anderson 1983).

⁴ So formulieren Paul Mecheril und Claus Melter wie folgt: „Die Aufgabe der Selektion bzw. der ‚Auslese‘, des Unterscheidens und des Differenz-Herstellens ist konstituierendes Merkmal Sozialer Arbeit.“ (Mecheril/ Melter 2010: 117).

⁵ Dabei hat sie bestehende Differenzkategorien aufgenommen – gerade auch die „sozialen“ Differenzkategorien wie bspw. Geschlecht, Schicht, Alter, Ethnizität.

⁶ Kritisiert wurde an weit verbreiteten Theorien Sozialer Arbeit dabei v.a. in jüngerer Zeit, dass sie letztlich immer auf normativen handlungsorientierten Begründungen aufbauen, und dass dies aus wissens- und wissenschaftstheoretischer Perspektive den Gegenstand pädagogisch-sozialarbeiterischen Handelns nicht ausreichend erhellen kann.

Personen und Organisationen – in Kontext interaktiven und institutionellen Ordners so etwas wie „Hilfsbedürftigkeit“ oder „Lernmöglichkeiten“ herstellen.⁷ Der Fokus richtet sich jetzt auf die Herstellungsleistung der beteiligten Akteure selbst: Mit welcher Methodik bewältigen sie institutionalisierte Situationen der Interaktion.⁸ Wie werden Entscheidungen getroffen? Wie wird in der Praxis professionelles Wissen hergestellt? Und wie werden Rollenbeziehungen, Zuständigkeiten, Zugänge und Identitäten ausgehandelt? (Messmer/ Hitzler 2011; Richter 2013; Thieme 2013; Nadai 2012; Cloos/ Thole 2008; Riemann 2013, für die internationale Diskussion vgl. z.B. Sarangi & Roberts 1999; Hall u.a. 2003; McLaughlin 2009; Hall u.a. 2003; Hall u.a. 2014; Gubrium/ Järvinen 2013).⁹

Die Perspektive dieser Forschung lässt sich als „doing“-Perspektive bezeichnen: Sie rückt auch im Feld der Sozialen Arbeit die Differenzpraktiken in den Vordergrund (vgl. Kessl/Plöcker 2010: 7). Dies gilt besonders stark für die Felder der Kindheits-, Jugend- und Familienforschung, aber auch für Forschungen zu Sozialen Diensten (z.B. Böhringer/ Karl/ Müller/ Schröder/ Wolff 2012).^{10 11} Ich komme zum zweiten Zugriff auf das Thema Differenz.

⁷ Anders formuliert wird nicht mehr die personenbezogene sozialen Dienstleistung in ihrer Typik und Eigenart als eine besondere Interventionsform in den Blick – wie dies lange in der dienstleistungstheoretischen Professionalisierungsdebatte der Fall war.

⁸ „Gelingende“ Bildungs- oder Hilfeprozesse werden dabei als komplexe, gleichermaßen sozial voraussetzungsvolle wie folgenreiche, gemeinsam hergestellte „situational accomplishments“ oder „situational achievements“ gefasst – also zu Deutsch als Errungenschaften oder Leistungen, die im Rahmen interaktionaler und institutioneller Aushandlungsprozesse erlangt werden und soziale Ordnung schaffen (siehe hierzu Strauss 1993).

⁹ Besonders organisationsbezogene Studien rücken die Prozesse des Kategorisierens, Standardisierens, Klassifizierens und Ordners in Sozialen Diensten in den Fokus – einschließlich ihrer Naturalisierung in verschiedenen „communities of practice“, ihrer Materialisierung in Artefakten (siehe Bowker/ Star 1999; Strauss 1993) und zeiträumlichen Arrangements. Sie können aber auf eine Reihe von Forschungen auch zu Praktiken Sozialer Arbeit zurückblicken, die schon seit den 1970er Jahren durchgeführt wurden, bspw. zu Beratung, zur Klient-Professionellen-Interaktion im ASD etc. (z.B. Wolff 1983; im Überblick: Bommers/ Scherr 2012: 266f.).

¹⁰ Dies zeigt sich auch an einer Reihe von Arbeiten im weiteren Feld der Erziehungswissenschaft, die explizit auf das englische „doing“ in ihren Titeln und Arbeiten verweisen, so z.B. auf das „doing family“ (Eßer 2013), „doing age“ (Schroeter, 2012; Moore 2001), „doing democracy“ (Lund/ Carr 2008), „doing citizenship“ (Dahlgren 2006); oder „doing social problems – doing social control“ (Groenemeyer 2010)

¹¹ Ob man hier von einer neuen, nüchternen empirischen Wende in der sozialwissenschaftlichen Forschung *über* Soziale Arbeit sprechen kann, kann diskutiert werden. Ebenso lässt sich fragen, ob und wenn ja, inwieweit die hier gewonnenen Ergebnisse eine neue, soziologisch angelegte Theorie der sozialpädagogischen Theorie Sozialer Arbeit empirisch unterfüttern können, wie sie z.Z. u.a. von Philipp Sandermann und Sascha Neumann ausgearbeitet wird (siehe hierzu z.B. Neumann/ Sandermann 2012).

1.2. Differenz als Aufmerksamkeit gegenüber sozialen Differenzlinien und sozialer Ungleichheit

In Forschungen in unserem Feld hat sich gegenwärtig eine Perspektive stark verbreitet, die soziale Differenzen als situationale Herstellungen betrachtet, die unter Nutzung vorhandener, potenziell ungleichheitsrelevanter sozialen Kategorisierungen zustande kommen. Grund dafür ist, dass in den vergangenen Jahren vermehrt differenztheoretische, dekonstruktive und intersektionale Ansätze ihren Niederschlag gefunden haben. Besonders die Debatte um „doing gender“ (West/ Zimmerman 1987) und „doing difference“ (West/ Fenstermaker 1995) hat dabei *einen* zentralen Verdienst: Differenzkategorien können nun nicht mehr primär an das Individuum angeheftet werden, sondern werden quasi aus ihm wieder herausverlagert (vgl. Gildemeister 2010: 137; Schlamelcher 2012: 90).¹² Race, Class, Gender, etc. bilden damit nicht etwa einen quasi natürlichen oder primordial gegebenen Ausgangspunkt, von dem aus sich das unterschiedliche Handeln, Verhalten und Erleben von Menschen erklären lässt. In den Fokus rückt die Herstellung und Relevanzsetzung solcher Differenzkategorien und -linien in Prozessen der Kommunikation, Deutung und Interaktion.¹³

Wie die Rede von „unterschiedlichen sozialer Differenzlinien“ anzeigt, lässt sich die Bedeutung und der Wert *eines* sozialen Differenzmerkmals nicht „an-und-für-sich“ verstehen. Entscheidend ist, wie Anja Weiß in Anlehnung an Pierre Bourdieu *relational* formuliert, die – Zitat – „Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen“ – Zitat Ende (Bourdieu in 1982: 182 in Weiß 2013: 455).¹⁴

Die Perspektive des „doing difference“ auf Fragen sozialer Ungleichheit zu beziehen, ist zwar populär, theoretisch und empirisch aber keinesfalls einfach.¹⁵ Wie werden aus sozialen Dif-

¹² Das Konzept des „doing difference“ (West/ Fenstermaker 1995) will dabei deutlich machen, dass soziale Attributionen wie bspw. Geschlecht, Schicht/Klasse, Race/Ethnicity etc. das Ergebnis folgenreicher komplexer sozialer Prozesse des Unterscheidens sind, in denen vorhandene sozialen Kategorisierungen relevant gemacht werden bzw. werden können.

¹³ Insofern stehen damit in einer solchen rekonstruktiven Perspektive eben soziale Differenzierungen im Mittelpunkt – also durchaus dynamische, ggf. auch konflikthafte Prozesse des Unterscheidens.

¹⁴ Mithin lässt sich auch die soziale Positionierung einer Person oder Gruppe nicht aus einem Merkmal allein ableiten. Welche Wertigkeit soziale Differenzkategorie erhalten, hängt davon ab, wie sie mit anderen Merkmalen in einem bestimmten sozialen Raum verbunden sind. Die Bedeutung und der Wert sozialer Differenz lässt nur relational bestimmen sich – v.a. hinsichtlich von Fragen sozialer Ungleichheit.

¹⁵ Konzepte der sozialen Differenzierung und der sozialen Ungleichheit lassen sich dabei vor allem in phänomenologischen, symbolisch-interaktionistischen und wissenssoziologischen Ansätze aneinander anschließen (vgl. Schützeichel

ferenzierungen – genauer: aus der Erzeugung sozialer Differenzlinien – soziale Ungleichheiten? Hilfreich ist hier die Vorstellung von *symbolischen* und *sozialen* Grenzen: Denn im „doing difference“ werden durch Kategorisierungen, Identifizierungen, Attribuierungen etc. symbolische Grenzen geschaffen, mit denen soziale Wirklichkeit definiert wird. Solche Unterscheidungen lassen sich als dynamische Prozesse fassen, in denen Bewertungen vorgenommen werden. Durch diesen Mechanismus der symbolischen Grenzziehungen werden Menschen in Gruppen eingeteilt, Möglichkeiten der Identifizierung kreiert, Gefühle der Gleichheit und Zugehörigkeit geschaffen etc. Mit den Worten von Martin Diewald und Thomas Faist stellen – Zitat – „Grenzziehungen einen wesentlichen Mechanismus (...) [dar, E.R.], um Heterogenität überhaupt erst sozial sinnvoll zu definieren“ – Zitat Ende (Diewald/Faist 2011: 109). In solchen Prozessen werden letztlich auch soziale Positionierungen vorgenommen und sozialer Status zugewiesen (vgl. Lamont/ Molnár 2002). Soziale Positionierungen lassen sich so als soziale Praktiken verstehen – eben als „positioning“, wie das schon Giddens in seinem Grundriss einer Theorie der Strukturation beschrieben hat (vgl. Giddens 1984: 84). Damit sind sie auch offen für Auseinandersetzungen, Distanzierungen und Kritiken (Scherr 2011: 88).¹⁶ Sofern diese Grenzziehungen und Statuszuweisungen dazu führen, dass Menschen ungleichen Zugang zu Ressourcen und Gelegenheiten erhalten, kann man hier davon sprechen, dass die gemachten sozialen Unterschiede sich in objektivierter Form niederschlagen. Sie begründen damit dann *soziale* Grenzen, die wissenschaftlich-konzeptionell als soziale Ungleichheiten rekonstruiert werden können.¹⁷ Andrew Abbott hat 1995 schon diesbezüglich darauf hingewiesen, dass sich Soziale Arbeit am besten als „Social Work of Boundaries“ – also als das Herstellen und Bearbeiten von Grenzen beschreiben lässt,

2011: 73). Denn im Gegensatz zu den makroskopischen Forschungsperspektiven richten sie sich eher auf der Mikro- und Meso-Ebene, bspw. von „sozialen Welten“.

¹⁶ Der kürzlich im Rahmen des SFB 882 von Diewald und Faist vorgeschlagene Zugriff auf Konzepte des „boundary making“ macht dabei deutlich: Gegenwärtig wird (wieder) stärker nach den spezifischen Mechanismen gefragt, die aus Heterogenitäten soziale Ungleichheiten werden lassen. Grenzen und Grenzziehungen werden dabei als Mechanismen diskutiert, die hierfür entscheidend sind (vgl. Diewald & Faist 2011: 107). So wird dort die andauernde Grenzarbeit thematisiert in ihrer Bedeutung für die Bekräftigung, Neuschaffung („boundary making“), Überschreitung („boundary crossing“), Verwischung („boundary blurring“), Verschiebung („boundary blurring“) und Hinterfragung von Grenzen.

¹⁷ Damit *symbolische* Grenzen zu *sozialen* Grenzen werden, braucht es aber ein breites Einvernehmen und Objektivierungen – auch materieller Art –, durch die diese sozialen Grenzziehungen gültig und situationsübergreifend stabilisiert werden können, d.h. auf Dauer gestellt – oder aber eine machtvolle Durchsetzung dieser Gültigkeit.

durch die Soziale Arbeit erst in ihren spezifischen professionellen und organisational-institutionellen Ausprägungen entsteht (Abbott 1995).

2. Offene Fragen im Feld der Sozialen Arbeit

Mit einer solchen Sortierung des Feldes sind die Probleme für die Pädagogik und Soziale Arbeit allerdings nicht gelöst. Sie fangen dort erst an: Was sich hier als Problem auftut, ist die Spannung zwischen einer Dekonstruktion solcher Differenzprozesse in der *Forschung* und der Konstruktion solcher Differenzen in der pädagogisch-sozialarbeiterischen *Praxis*. Denn Soziale Arbeit findet ja solche Konstruktionen nicht nur vor. Sie erzeugt diese *durch* ihre Arbeit und *mit* ihren theoretischen Konzepten. Ob und wie sich die Forschungsperspektive und die praktische Perspektive sinnvoll oder fruchtbar aufeinander beziehen lassen, scheint mit gerade der zentrale Punkt, mit dem wir uns zukünftig verstärkt auseinander setzen müssen.

Erkenntnistheoretisch und wissenschaftssoziologisch können wir hinter die konstruktiv-dekonstruktive Perspektive nicht zurück, ohne unsere „Wissenschaftlichkeit“ – zumal an der Universität – in Frage zu stellen.¹⁸ Wir können allerdings versuchen, die Spannung aufzunehmen, und Forschung zur Erzeugung sozialer Differenzlinien und sozialer Ungleichheiten als eine Reflexionsmöglichkeit zu verstehen. Damit lässt sich ein Wissen über Auswirkungen und Reichweite pädagogischen Handelns produzieren, das – sofern wir die Pädagogik nicht aufgeben wollen – zwangsläufig eingesetzt werden muss!¹⁹

Für die pädagogisch-sozialarbeiterische Forschung lassen sich damit folgende Schwerpunkte und Schwierigkeiten festhalten:

¹⁸ Eine Variante besteht nun darin, sich klar auf einer anderen Beobachtungsposition zu verorten, also einer Beobachtung zweiter Ordnung. Damit würden wir aber die Position aufgeben, ein unmittelbar handlungsrelevantes Wissen zur Lösung von sozialen Integrationsproblemen anbieten zu können. Denn dieses Versprechen sichert gerade die gesellschaftliche Wertigkeit Sozialer Arbeit ab. Wir würden uns damit ein anderes Relevanzproblem einhandeln, dem sozial- und geisteswissenschaftliche Fächer, zumal qualitativ arbeitende – heute stark ausgesetzt sind. Denn es gibt andere Disziplinen, die Wirklichkeit anders konstruieren und dabei momentan den gesellschaftlichen Wert ihrer Arbeit weniger stark legitimieren müssen – wie bspw. die Neurowissenschaften und die Genetik. Wir kommen also aus dem Dilemma nicht heraus.

¹⁹ Auf die Schwierigkeiten, die sich bei der methodischen Umsetzung eines solchen Forschungsprogramms stellen, kann ich hier nicht ausführlich eingehen. Die zentrale erkenntnistheoretische und methodologische Herausforderung besteht allerdings im „doing difference while doing research“ (ähnlich: Schlamelcher 2012: 92). Dieses Problem zeigt sich dabei ähnlich auch in der praktisch-pädagogischen Umsetzung einer Differenzsensibilität (siehe hierzu Emmerich/ Hormel 2013: 200).

1. Es muss theoretisch und empirisch danach gefragt werden, wie eng interaktiv hergestellte und institutionell eingebettete soziale Differenzierungen mit sozialen Ungleichheiten verbunden sind, bspw. im Bereich der Erziehungs-, Bildungs- und Bewältigungsangebote.²⁰ Das ist an und für sich schon schwierig zu untersuchen. Noch schwieriger, so lässt sich mit Sylvia Wilz formulieren (vgl. Wilz 2004), wird es, wenn wir danach fragen, ob und inwieweit solche sozialen Differenzierungen nicht nur *in* Organisationen hergestellt werden, sondern *von ihnen* – und inwieweit damit auch soziale Ungleichheiten als von pädagogischen Organisationen produziert begriffen werden können bzw. müssen.
2. Es gilt weiter zu untersuchen, wie vermittelt mittels sogenannter differenzsensibler Programme und Maßnahmen im Bereich pädagogischer Bildungs-, Erziehungs- und Bewältigungsangebote das „doing difference“ und das „undoing difference“ stattfindet.²¹
3. Es bedarf einer Macht- und wohlfahrtspolitischen Reflexivität in der Betrachtung differenzsensibler Angebote und Maßnahmen (vgl. Kessl/ Plöcker 2010: 9) – vor allem aber eine entsprechende empirische Untersetzung einer solchen Perspektive.²²

²⁰ Anders formuliert, muss immer gefragt werden, wann und inwiefern soziale Differenzierungsprozesse ungleichheitsrelevante oder -irrelevante Folgen haben – und wie dies sein kann. Mit den Worten von Rudi Leiprecht gilt es zu fragen: – Zitat – „Weshalb, in welcher Weise und mit welchen Folgen spielt ein bestimmtes Ensemble von Differenzlinien in einem konkreten sozialen Kontext eine Rolle?“ – Zitat Ende (Leiprecht 2011: 30)

²¹ Ich will das konkret machen: Im Zuge der Verbreitung von Ansätzen zur Berücksichtigung und „Nutzung“ von Diversität lassen sich eine Reihe kritischer Stimmen vernehmen. Sie bemängeln, dass gerade im Rahmen von Diversity-Programmen in Organisationen Differenzen in ihrer sozialen Verursachung und Auswirkung dethematisiert und unsichtbar gemacht werden sollen, indem Differenz individuiert wird, soziale Ungleichheit verschleiert wird und die Geschichte von Widerständen und sozialen Kämpfen neutralisiert werde. Ist das wirklich so? Und welche besseren Alternativen gibt es? Angesichts dieser Problematisierungen wird in verschiedenen Forschungsprojekten versucht, solche Behauptungen und Beobachtungen auf empirische Füße zu stellen und in Kontexten von Bildung und Erziehung zu untersuchen, „how diversity gets ‘done’“. Es geht also darum zu bestimmen, wie und von wem „Diversity“ in verschiedenen Einrichtungen gemacht wird, was dort als Diversity zählt, welche Personen oder Gruppen zum „Träger“ von Diversitätsmerkmalen wird und wer nicht. Dabei wird bzw. soll auch die besondere institutionelle Geschichte sowie – damit einhergehend – die jeweiligen Gruppenzusammensetzungen und sozialen Strukturierungen von Organisationen in den Blick geraten, die diese Form der Diversitätsarbeit bzw. Diversitätsbearbeitung mit bedingen (vgl. Ahmed & Swan 2006). Bei der Beobachtung solcher Praktiken, in denen Diversity „gets done“ muss kritisch gefragt werden, ob und inwieweit es bei diesem „doing diversity“ überhaupt darum, soziale Ungleichheiten und Machtasymmetrien abzubauen oder zur Disposition zu stellen (vgl. Scherr 2011).

²² Kessl und Plöcker haben argumentiert, dass der neue sozial- und wohlfahrtspolitische Modus der Regulation und Steuerung seinen Ausgangspunkt auch von der Differenz und Andersheit hat. Er strebt aber nicht mehr auf eine Nivellierung oder Angleichung von Differenz, sondern auf eine Normalisierung der Differenz hin – bspw. in Mainstreaming-Programmen. „Gleichheit der Differenz“ ist dabei der Programmmodus für die Herstellung von individuellen Optionen und Auswahlentscheidungen im Sinne einer Chancengleichheit. Befürchten lässt sich, dass vor diesem Hintergrund die hinter solchen auf individueller Ebene verorteten Differenzen liegenden, sozialen Verhältnisse in ihrer Macht- und Herrschaftsförmigkeit systematisch ausgeblendet werden. Konflikte, die mit solchen gesellschaftlichen Stratifizierungen immer einhergehen, könnten so nicht mehr als zu bearbeitende Situationen aufgefasst werden.

4. Es gilt zu fragen, was Menschen durch die praktische Begegnung mit Programmatiken differenz- und diversitätsorientierter Angebote eigentlich *über* ihre soziale Differenz bzw. Indifferenz, über ihre soziale Positionierungen und über ihre sozialen Gleichheiten bzw. Ungleichheiten *lernen* – ebenso wie über die Positionierungen der vermeintlich „Anderen“.²³ Welche Formen der Subjektivität und Subjektivierung gehen mit dem „doing difference“ in pädagogischen Einrichtungen einher? Welche Art von „citizens“ und „non-citizens“ werden dort produziert? Und was bedeutet dies für den Zusammenhang von pädagogisch-professionellem Handeln, Citizenship und Democracy – wie bspw. Gert Biesta fragt (vgl. Biesta 2011, Raithelhuber)?

Was dies für unterschiedliche Gegenstandsbereiche von Kindheit und Jugend empirisch bedeuten kann, lässt sich hier nur andeuten. Wichtig erscheint mir, in den Blick zu nehmen, *wie* unterschiedliche Kindheiten und Jugenden normalisiert und strukturiert werden, und *wie* dies mit sozialen Ungleichheiten und sozialen Differenzlinien verbunden ist. Hierzu können vergleichende Untersuchungsdesigns unterschiedlicher alltäglicher sozialer Praktiken hilfreich sein. So lassen sich bspw. Praktiken untersuchen, die eine ähnliche Funktion haben, aber unterschiedlich institutionalisiert sind, wie z.B. Care-Praktiken und Arrangements im Bereich Kindheit ebenso wie Praktiken der Identitäts- und Übergangsbearbeitung im Jugendalter. Analysieren lässt sich so bspw., wie junge Menschen *als* bestimmte Kinder und *als* bestimmte Jugendliche durch das zeiträumliche „doing childhood“ und „doing youth“ differenziell hergestellt werden, wie sie dabei positioniert werden, wie dabei soziale Ordnungen reproduziert werden und wie dabei „social agency“ – also Handlungsfähigkeit – unterschiedlich relational erzeugt wird. Und damit komme ich auch zum dritten Teil des Vortrags.

3. Die Verbindung der Diskussion mit Ansätzen eines relationalen social agency-Verständnisses und einer transnationalen Optik

Ich habe vorher einen Vorschlag gemacht, wie sich der Zusammenhang von sozialen Differenzierungen und sozialen Ungleichheiten beschreiben lässt, indem ich auf die praktische

²³ Eine solche Forschung im Bereich von Pädagogik und Sozialen Hilfen kann dabei eine „reflexive Auseinandersetzung mit ungleichheits- und diskriminierungsrelevanten Differenzkonstruktionen“ ermöglichen bzw. hierfür Ergebnisse liefern (Emmerich/ Hormel 2013: 200). Gerade mit Blick auf Diversitäts- und Gleichstellungsprogramme in Unternehmen, Verwaltungen und Bildungsorganisationen wie z.B. Hochschulen kann bzw. muss dabei auch in den Blick geraten, wie Diversity sich als eine bürokratisierende Form des Sich-Ausweisens, -Selbst-Beobachtens, -Rechtfertigens, -Prüfens, -Zertifizierens, Messens und Darstellens ist.

Herstellung von sozialen Positionierungen hingewiesen habe. Nun könnte man – und muss man – fragen: Warum ist das eigentlich überhaupt für uns wichtig?

3.1. Ein relationales Verständnis von sozialen Positionierungen und social agency

Eine der Antworten hierauf ist, dass uns in Pädagogik und Erziehungswissenschaft vor allem die Frage nach der Handlungsfähigkeit interessiert. So gilt die Unterstützung oder Wiederherstellung von Handlungsfähigkeit der Klienten und Klientinnen als *ein* zentrales Ziel Sozialer Arbeit. Agency-Konzepte haben in den vergangenen Jahren in unserem Bereich vermehrt Aufmerksamkeit erhalten. Das gilt auch für den Bereich der Kindheitsforschung, wie bspw. die Jahrestagung der Sektion Soziologie 2013 zeigt. Allerdings divergieren nicht nur in den New Childhood Studies die Ansichten darüber, was das Konzept „agency“ leisten und wie es theoretisch zu begreifen ist.

Ich wage nun hier die These: Wenn wir den Zusammenhang von sozialen Differenzierungen und Handlungsfähigkeit bestimmen wollen, müssen wir uns frei machen von essentialisierenden, individualisierenden Verständnissen von Handlungsfähigkeit (vgl. Raithelhuber 2011; Raithelhuber/Schröer 2013). Es gilt – mit anderen Worten – den Zusammenhang von „doing social difference“ und „social agency“ zu bestimmen. Theoretisch-konzeptionell bedarf es dabei eines relationalen Verständnisses von „agency-as-achievement“, wie Gert Biesta das nennt (vgl. Biesta/ Tedder 2006). Agency darf also nicht substantzialistisch im Individuum verortet werden – als eine Disposition oder Eigenschaft. Vielmehr geht es darum, „agency“ als eine kollektive Herstellungsleistung in Zeit und Raum zu rekonstruieren – eben als „social agency“. Ebenso wie es mit der Perspektive auf „doing gender“ darum geht, die sozialen Prozesse in den Fokus zur rücken (vgl. Gildemeister 2010: 137), muss auch Handlungsfähigkeit prozesshaft und relational konzipiert werden. Wenn ich das richtig sehe, so gilt es in der Zukunft vor allem auch zu untersuchen, wie „social agency“ in Prozessen der sozialen Differenzierung in pädagogischen Institutionen erlangt oder verhindert wird. Dafür

braucht es eine Perspektive, die neben vertikalen und horizontalen Differenzlinien auch zeitliche und räumliche Aspekte stärker in den Blick nimmt. Und damit komme ich zum Wert der transnationalen Optik für die Erforschung sozialer Ungleichheiten.²⁴

3.2. Der Wert einer transnationalen Optik für die Erforschung sozialer Ungleichheiten

Soziale Ungleichheitsforschung ist bis heute überwiegend von zwei Annahmen geprägt: Der soziale Raum, in dem soziale Differenzmerkmale ihre Wertigkeit erhalten, ist – erstens – identisch mit der Vorstellung einer nationalstaatlich-territorial gefassten Gesellschaft mit klaren Grenzen.²⁵ Zweitens geht man davon aus, dass bei aller Heterogenität der Gesellschaftsmitglieder mehr oder minder einheitliche Maßstäbe für die Bewertung von sozialen Differenzen existieren. Verschiedene Entwürfe zu einer Bearbeitung dieses Missstandes sind vorgelegt worden – wie bspw. die Betrachtung sozialer Ungleichheiten im Weltmaßstab, die den nationalstaatlich verengten Blick überwinden will.²⁶ Nicht zuletzt aber stellt gerade die staatliche Verfasstheit unserer heutigen Welt eine zentrales Merkmal dar, das nicht de-thematisiert werden darf.²⁷ Denn so sagt Reinhard Kreckel – Zitat – : „Pass und Visum gehören heute zu den wichtigsten Institutionen sozialer Ungleichheit. Nationalstaaten sind entscheidende Schaltstellen für die Zuweisung von Lebenschancen im Weltkontext.“ – Zitat Ende (Kreckel 2006: 4).

Transnationale Forschung ist sich dieser wandelnden Bedeutung von Nationalstaatlichkeit besonders bewusst. Mit dem Konzept der Transnationalen Sozialen Unterstützung ist diese

²⁴ In der sozialen Ungleichheitsforschung wird inzwischen davon ausgegangen, dass vertikale Differenzen, wie sie in den älteren Ansätzen sozialer Ungleichheit angenommen wurden, als eng verbunden mit sogenannten horizontalen Differenzen betrachtet werden müssen (Lutz/ Wenning 2001: 17). In den vergangenen Jahren zeigt sich in der sozialen Ungleichheitsforschung aber auch: Beide Dimensionen müssen verstärkt in ihrer Verschränkung mit zeitlichen Aspekten – im biographischen und lebenslaufbezogenen Sinne – gesehen werden, aber auch hinsichtlich von räumlichen Aspekten.

²⁵ Dieser Vorstellung wurde im Kern auch nicht von Forschungen irritiert, die kleinere Einheiten in den Blick nahmen und miteinander verglichen, wie bspw. die Regionalforschung, weil diese Einheiten immer noch im Gesamtrahmen eines Bildes vom Nationalstaat als Container gedacht waren.

²⁶ Bspw. von Kreckel in seinem Plädoyer für eine weltgesellschaftliche Öffnung der sozialen Ungleichheitsforschung (Kreckel 2006).

²⁷ Die Frage nach den räumlichen Bezügen schließt dabei an Kritiken an, nach denen der soziale Raum zur Bestimmung soziale Ungleichheit und sozialer Differenzierungen nicht mehr automatisch gleichgesetzt werden kann mit der Vorstellung einer nationalstaatlichen, territorialen Räumlichkeit. Entsprechend werden auch Raumbezüge differenziert untersucht – bspw. entlang der Unterscheidung von lokalen, regionalen, nationalen, supranationalen, transnationalen oder globalen Räumen (siehe z.B. 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Kongress 2012 – Langfassung): So schreibt Reinhard Kreckel – Zitat – „Soziale Ungleichheit kann heute nicht mehr allein im nationalstaatlichen Kontext untersucht werden.“ – Zitat Ende (Kreckel 2006).

Diskussion jüngst ja auch in den Bereich der Pädagogik und Sozialen Arbeit hineingeholt worden (vgl. Homfeldt/ Schröder/ Schweppe 2008). Peggy Levitt, eine der Gründungsfiguren der Transnational Studies, hat mir den Wert einer solchen Perspektive neulich wie folgt beschrieben: Die transnationale Optik hilft dabei, soziale Phänomene immer hinsichtlich von zwei Aspekten zu befragen: Erstens, welche sozialen Räume werden in den Beziehungen, Austauschprozessen, Bewegungen von Menschen, Ideen, Waren und Geldern überhaupt hergestellt – und welche Rolle spielen dabei Grenzen? Und, zweitens, welche „scales“ – also welche Ebenen des Lokalen, Nationalen, Supra-Nationalen, Globalen oder gar Transnationalen – spielen dabei eine Rolle – und wie werden sie ggf. sogar miteinander verbunden (vgl. Raithelhuber in press)?

Ich kann hier auf die Konzepte „social spaces“ und „scales“ nicht weiter eingehen – beide stammen aus der politischen Geographie und der Raumgeographie. Der entscheidende Vorteil für mich in der Berücksichtigung solcher Konzepte auch im Bereich Bildung, Erziehung und Bewältigung ist dabei, dass damit auch die politische bzw. machtbezogene Dimensionen von Problemen in den Fokus rücken und diese auf soziale Ungleichheitsdimensionen zu beziehen. Wir kennen die Notwendigkeiten solcher Thematisierungen auch bspw. aus der Kritik an der Verkürzung von Sozialraumkonzepten, bspw. in den Programmen „E & C“ oder „Soziale Stadt“.²⁸

Vorschläge zu einer transnationalen sozialen Ungleichheitsforschung, wie sie Anna Amelina vorgelegt hat, fragen daher: Wie werden diese sozialräumlichen, skalaren Kategorien des Lokalen, Nationalen etc. mit anderen sozialen Differenzierungsmöglichkeiten verbunden – also bspw. Gender, Class, Ethnicity?²⁹ Floya Anthias hat in ähnlicher Absicht schon vor eini-

²⁸ So gab es zum Teil Kritiken an der Ebene der sozialen Problemverortung und darauf bezogenen Bearbeitungsformen im Rahmen von politischen Interventionsprogrammen, z.B. dem Bund-Länder-Städtebauförderungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt“.

²⁹ Amelina hat das im Plenum „Transnationale Ungleichheiten zwischen nationaler und globaler Vergesellschaftung“ 2010 auf dem DGS Kongress deutlich gemacht. Sie kritisierte dort die weit verbreitete Haltung in der Migrationsforschung. Denn in konventionellen Forschungsansätzen werde dort soziale Ungleichheit v.a. mit Fokus auf soziale Mobilität im Aufnahmekontext untersucht, bspw. mit Blick auf Bedingungen, die den Zugang zu Bildung, Wohlfahrt oder Arbeitsmarkt beeinflussen (Amelina 2013: 483). Damit wird aber nicht nur der Nationalstaat gleichgesetzt mit der Idee von Gesellschaft als Untersuchungseinheit, sondern auch die transnationalen und globalen Einflüssen auf die Herausbildung von sozialen Ungleichheiten werden übersehen. Die Frage ist also, wie die Entstehung und Ausprägung von sozialen Ungleichheiten untersucht werden können, ohne vorab das Einwanderungsland zum einzig zur berücksichtigen

gen Jahren das heuristische Konzept der „translocational positionality“ vorgeschlagen. Damit bietet sie eine mögliche Erweiterung von Ansätzen der Intersektionalität im Kontext der transnationalen Forschung, die der Dynamik und Multiplizität von sozialen Verortungen Rechnung tragen will (vgl. Anthias 2008; 2013).³⁰

Mein Eindruck ist, dass diese Überlegungen im Bereich der erziehungswissenschaftlichen Forschung zu sozialer Differenzlinien und sozialer Ungleichheit noch nicht aufgenommen sind.³¹ Es gibt aber eine Reihe von Phänomenen, die dringend einer so inspirierten Forschung bedürfen. Ich kann das hier für die Lebensalter Kindheit, Jugend und junges Erwachsenenalter nur an zwei Beispielen andeuten:

Durch die massive Krise in Südeuropa werden aktuell verstärkt junge Auszubildende und Arbeitskräfte nach Deutschland gezogen. Wenn wir hiermit verbundene Fragen der sozialen Ungleichheit und des Umgangs mit sozialen Differenzierungen stellen wollen, brauchen wir eine transnationale Optik, um die Lebensverhältnisse neu zu betrachten. Was wissen wir denn über die Rolle von Familien bei der alltäglichen transnationalen Bewältigung von Übergängen jugendlicher Neuzuwanderer? Und was über die Rolle von Rückkehrer-Communities ehemaliger „Gastarbeiter“, die nun in Andalusien junge Spanier und Spanierinnen in

Rahmen der Forschung zu setzen. Der Vorschlag, den Amelina andeutet, verbindet eine Analyse sozial-räumlicher Kategorien mit der Analyse anderer sozialer Grenzen, d.h. „social boundaries“ – wie z.B. Klassen, Ethnizität, Geschlecht etc. Damit könne untersucht werden, wie Formen des „doing spatiality“ mit Formen des „doing social inequalities“ verschränkt sind.

³⁰ Bei der Berücksichtigung von Prozessen des „scaling“ geht es darum, zu fragen: Wie und unter welchen Bedingungen beziehen sich verschiedene Akteure auf die unterschiedlichen skalaren Einheiten und Ebenen? Wenn wir unterschiedliche räumliche Kontexte für soziale Ungleichheit als „scales“ berücksichtigen, versetzen wir uns damit in die Lage, die Vorstellungen von einer „politischen“ Räumlichkeit in sozialen Raumkonzepten aufzunehmen. Damit wird eine adäquate Untersuchung von sozialen Differenzierungen und ihr Zusammenspiel mit sozialen Ungleichheiten möglich. Lokales, Regionales, Nationales oder Globales werden dabei aber nicht als ineinander schachtelbar oder aufeinander reduzierbar verstanden – also nicht als Matroschka-Puppe. „Scales“ sind vielmehr durch soziale Praktiken hergestellt. Dadurch entstehen bestimmte sozialräumliche Gebilde wie das Lokale, Nationale, Europäische etc., die so erscheinen, *als ob* sie quasi natürliche Einheiten mit klaren Grenzen seien. „Scales“ müssen also als sozial konstruiert, als dynamisch und prozesshaft und aufeinander bezogen gedacht werden müssen (vgl. Brenner 2001: 592). Dabei können die so entstandenen Einheiten auch miteinander verschränkt und verbunden sein, indem bspw. die symbolischen oder strukturellen Grenzen überschritten werden – etwa in Prozessen, die sich als translokal bzw. transnational beschreiben lassen. Die sozialräumlichen Dimensionen oder „scales“ können sich dabei in konkreten Situationen schneiden oder ineinander schieben. Transnationale Forschung ist besonders sensibel für eine solche Betrachtung, und kann mit ihrer Optik als richtungsweisend für eine Bearbeitung dieser Herausforderungen in der sozialen Ungleichheitsforschung gelten.

³¹ Auch halten die Debatten an, wie sich die dynamische Komplexität der wechselseitigen Beeinflussung von horizontalen, vertikalen, zeitlichen und räumlichen Dimensionen sozialer Ungleichheit konzeptionell fassen und empirisch untersuchen lässt – insbesondere, wenn Zeitlichkeit als Gleich-Zeitigkeit und Räumlichkeit als Viel-Räumlichkeit gedacht wird.

Deutschkursen auf ihre Transition vorbereiten? Wie „übersetzt“ sich hier Bildung, Erziehung und Bewältigung im Transnationalen Raum?

Ein anderes Beispiel bieten die neuen, slumartige Lebensverhältnisse von sogenannten Armutszuwanderern aus Bulgarien und Rumänien mitten in „unseren“ Städten. Ganze Familien leben in der Dortmunder Nordstadt, in Frankfurt und Offenbach in überfüllten Wohnungen, wo sie Matratzen zu Wucherpreisen mieten. Allem Anschein nach werden die sogenannten „Wanderarbeiter“ und ihre Kinder uns aber erhalten bleiben. Welche Differenz- und Ungleichheitsdimensionen spielen im pädagogischen, sozialarbeiterischen und politischen Umgang mit diese Notlagen eine Rolle? Wie lassen sich diese komplexen sozialen Lagen und Problembearbeitungsprozesse in der Forschung angemessen rekonstruieren? Auch hier, so denke ich, kann eine transnationale Optik weiterhelfen, ebenso wie ein Blick auf soziale Praktiken, in denen „citizenship“ und „non-citizenship“ differenziell hergestellt werden. Ich muss zum Schluss kommen.

4. Zum Schluss

Abschließend will ich noch einmal meine eigene Positionierung in den Raum stellen:

Punkt 1): Die Soziale Arbeit braucht zum einen eine verstärkte empirische Forschung zu den interaktiven und institutionellen Herstellungs- und Aushandlungsprozessen, in denen so etwas wie „Hilfsbedürftigkeit“ „Unterstützungsfähigkeit“ oder „Lernmöglichkeit“ produziert wird bzw. werden soll, um die Handlungsfähigkeit von Menschen zu fördern. Diese „doing“-Perspektive muss noch stärker als bisher mit der Forschung zur Erzeugung und Relevanzmachung von sozialen Differenzlinien verschränkt werden – insbesondere hinsichtlich von Fragen der sozialen Grenzziehungen und sozialen Positionierung.

Punkt 2): Soziale Positionierungen müssen dabei ebenso wie Handlungsfähigkeit – social agency – als temporäre Produkte von sozialen Praktiken verstanden werden, die sich nur relational fassen lassen. Dabei gilt es, zu fragen, wie zeitliche Verstetigungen und räumliche Verortungen hergestellt werden – ebenso wie deren Dynamisierung. Die international ausgerichteten „transnational studies“ und die „citizenship studies“ bieten hier für die deutsche Forschung eine potenziell öffnende Perspektive, auch über die empirische Beobachtung von Migrationsphänomenen hinweg.

5. Literatur

- Abbott, Andrew (1995): Boundaries of Social Work or Social Work of Boundaries? *Social Service Review*, 69, 4, S. 545-562.
- Ahmed, Sara/Swan, Elaine (2006): Doing Diversity. *Policy Futures in Education*, 4, 2, S. 96-100.
- Amelina, Anna (2013): Scaling Inequalities? Sociology of Space and of Social boundaries in Studies of Migration and Social Inequalities. In: Soeffner, Hans Georg (Hrsg.): *Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010. Band 1.* - Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften, S. 483-497.
- Anderson, Benedict (1983): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism.* - London, New York: Verso.
- Anthias, Floya (2013): Intersectional what? Social divisions, intersectionality and levels of analysis. *Ethnicities*, 13, 1, S. 3-19.
- Anthias, Floya (2008): Thinking through the lens of translocational positionality: an intersectionality frame for understanding identity and belonging. *Translocations: Migration and Social Change*, 4, 1, S. 5-20.
- Biesta, Gert (2011): The Ignorant Citizen: Mouffe, Rancière, and the Subject of Democratic Education. *Studies in Philosophy & Education*, 30, 2, S. 141-153.
- Biesta, Gert/Tedder, Michael (2006): How is agency possible? Towards an ecological understanding of agency-as-achievement. Working Paper 5. Learning Lives Research Project "Learning, Identity and Agency in the Life Course". - Exeter: University of Exeter - School of Education and Lifelong Learning.
- Böhringer, Daniela/Karl, Ute/Müller, Herrmann/Schröer, Wolfgang/Wolff, Stephan (2012): Den Fall bearbeitbar halten. Gespräche in Jobcentern mit jungen Menschen. - Opladen [u.a.]: Budrich.
- Bommes, Michael/Scherr, Albert (2012): *Soziologie der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in Formen und Funktionen organisierter Hilfe.* - Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Bowker, Geoffrey C./Star, Susan Leigh (1999): *Sorting Things out: Classification and its Consequences.* - Cambridge, Mass. [u.a.]: MIT Press.
- Brenner, Neil (2001): The limits to scale? Methodological reflections on scalar structuration. *Progress in Human Geography*, 25, 4, S. 591-614.
- Burzan, Nicole (Hrsg.) (2011): *Soziale Ungleichheit.* - Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden.
- Cloos, Peter/Thole, Werner (Hrsg.) (2008): *Ethnografische Zugänge. Professions- und AdressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik.* - Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Dahlgren, Peter (2006): Doing citizenship. The cultural origins of civic agency in the public sphere. *European Journal of Cultural Studies*, 9, 3, S. 267-286.
- Diewald, Martin/Faist, Thomas (2011): Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten: Soziale Mechanismen als Erklärungsansatz der Genese sozialer Ungleichheiten. *Berliner Journal für Soziologie*, 21, 1, S. 91-114.
- Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (2013): Differenz organisieren: Diversity zwischen Humanressource und Antidiskriminierung. In: Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (Hrsg.): *Heterogenität - Diversity - Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz.* - Wiesbaden: Springer VS, S. 183-209.
- Eßer, Florian (2013): Familienkindheit als sozialpädagogische Herstellungsleistung: Ethnographische Beobachtungen zu familienähnlichen Formen der Heimerziehung. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 2, S. 163-176.
- Giddens, Anthony (1984): *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration.* - Berkley; Los Angeles: University of California Press.
- Gildemeister, Regine (2010): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung.* - Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137-145.

- Groenemeyer, Axel (2010): Doing Social Problems - Doing Social Control. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme in institutionellen Kontexten. Ein Forschungsprogramm. In: Groenemeyer, Axel (Hrsg.): Doing Social Problems. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme und sozialer Kontrolle in institutionellen Kontexten. S. 13-56.
- Gubrium, Jaber F./Järvinen, Margaretha (2013): Turning Troubles into Problems. Clientization in Human Services. - Hoboken: Taylor and Francis.
- Hall, Christopher/Juhila, Kirsi/Matarese, Maureen/van Nijnatten, Carolus (Hrsg.) (2014): Analysing Social Work Communication. Discourse in Practice. Routledge.
- Hall, Christopher/Hall, Christopher/Juhila, Kirsi/Parton, Nigel/Pöso, Tarja (Hrsg.) (2003): Constructing clienthood in social work and human services. Interaction, identities, and practices. - London [u.a.]: Jessica Kingsley Publishers.
- Heinzel, Friederike/Thole, Werner/Cloos, Peter/Köngeter, Stefan (Hrsg.) (2009): Auf unsicherem Terrain'. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. - Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Homfeldt, Hans Günther/Schröer, Wolfgang/Schweppe, Cornelia (Hrsg.) (2008): Soziale Arbeit und Transnationalität. Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs. - Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Kessler, Fabian/Otto, Hans - Uwe (2011): Soziale Arbeit und soziale Dienste. In: Evers, Adalbert/Heinze, Rolf G./Olk, Thomas (Hrsg.): Handbuch Soziale Dienste. VS Verlag, S. 389-403.
- Kessler, Fabian/Plöcker, Melanie (2010): Fabian Kessler & Melanie Plöcker Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen - eine Einleitung. In: Kessler, Fabian/Plöcker, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen (clone). - Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss, S. 7-16.
- Kreckel, Reinhard (2006): Soziologie der sozialen Ungleichheit im globalen Kontext. Der Hallesche Graureiher 2006 - 4. Forschungsberichte des Instituts für Soziologie. - Halle:.
- Lamont, Michèle/Molnár, Virág (2002): The Study of Boundaries in the Social Sciences. Annual Review of Sociology, 28, S. 167-195.
- Leiprecht, Rudolf (2011): Auf dem langen Weg zu einer diversitätsbewussten und subjektorientierten Sozialpädagogik. In: Leiprecht, Rudolf (Hrsg.): Diversitätsbewusste Soziale Arbeit. - Schwalbach/Taunus: Wochenschau-Verl, S. 15-44.
- Lund, Darren E./Carr, Paul R. (Hrsg.) (2008): Doing democracy. Striving for political literacy and social justice. - New York, NY [u.a.]: Lang.
- Lutz, Helma/Wenning, Norbert (2001): Differenzen über Differenz - Einführung in die Debatten. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. - Opladen: Leske & Budrich, S. 11-24.
- Maurer, Susanne (2001): Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. - Opladen: Leske und Budrich, S. 125-142.
- McLaughlin, Hugh (2009): What's in a Name: 'Client', 'Patient', 'Customer', 'Consumer', 'Expert by Experience', 'Service User'—What's Next? British Journal of Social Work, 39, 6, S. 1101-1117.
- Mecheril, Paul/Melter, Claus (2010): Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In: Kessler, Fabian/Plöcker, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen (clone). - Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss, S. 117-131.
- Messmer, Heinz/Hitzler, Sarah (2011): Declientification: Undoing Client Identities in Care Planning Conferences on the Termination of Residential Care. British Journal of Social Work, 41, 4, S. 778-798.
- Moore, Valerie Ann (2001): "Doing" Racialized and Gendered Age to Organize Peer Relations. Observing Kids in Summer Camp. Gender & Society, 15, 6, S. 835-858.
- Nadai, Eva (2012): Von Fällen und Formularen: Ethnographie von Sozialarbeitspraxis im institutionellen Kontext. In: Schimpf, Elke/Stein, Johannes (Hrsg.): Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Gegenstandsbereiche - Kontextbedingungen - Positionierungen - Perspektiven. S. 149-163.

- Neumann, Sascha/Sandermann, Philipp (2012): Gesellschaft mittlerer Reichweite. Alltag, Lebensweltorientierung und Soziale Arbeit. In: Dollinger, Bernd/Kessl, Fabian/Neumann, Sascha/Sandermann, Philipp (Hrsg.): Gesellschaftsbilder Sozialer Arbeit. Eine Bestandsaufnahme. - Bielefeld: transcript Verl, S. 41-64.
- Peters, Helge (1969): Die politische Funktionslosigkeit der Sozialarbeit und die "pathologische" Definition ihrer Adressaten. Jahrbuch für Sozialwissenschaft, 20, 3, S. 405-416.
- Raithelhuber, Eberhard (in press): Relaunching citizenship within an agency-oriented perspective: transnational lessons for Social Work and Educational Studies. In: Köngeter, Stefan/Smith, Wendy (Hrsg.): Transnational Agency and Migration – Actors, Movements and Social Support. - New York, London: Routledge, S.
- Raithelhuber, Eberhard (2012): Ein relationales Verständnis von Agency. Sozialtheoretische Überlegungen und Konsequenzen für empirische Analysen. In: Bethmann, Stephanie/Helfferich, Cornelia/Hoffmann, Heiko/Niermann, Debora (Hrsg.): Agency: Die Analyse von Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht in qualitativer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie. - Weinheim, München: Juventa Verlag, S. 122-153.
- Raithelhuber, Eberhard (2011): Von der Bildung des Effective Citizen zum Democratic Learning. Eine transnationale Perspektive auf citizenship education. In: Kommission Sozialpädagogik (Hrsg.): Bildung des Effective Citizen. Sozialpädagogik auf dem Weg zu einem neuen Sozialentwurf. - Weinheim, München: Juventa Verlag, S. 83-96.
- Raithelhuber, Eberhard/Schröer, Wolfgang (2013): Agency. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Online Ergänzung. - München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Richter, Martina (2013): Die Sichtbarmachung des Familialen. Gesprächspraktiken in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. - Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Riemann, Gerhard (2005): Ethnographies of Practice - Practising Ethnography. Resources for self-reflective social work. Journal of Social Work Practice, 19, 1, S. 87-101.
- Sarangi, Srikant/Roberts, Celia (1999): The dynamics of interactional and institutional orders in work-related settings. In: Sarangi, Srikant (Hrsg.): Talk, work and institutional order: discourse in medical, mediation and management settings. - Berlin u.a.: Mouton de Gruyter, S. 1-60.
- Scherr, Albert (2011): Diversity: Unterschiede, Ungleichheiten und Machtverhältnisse. In: Leiprecht, Rudolf (Hrsg.): Diversitätsbewusste Soziale Arbeit. - Schwalbach/Taunus: Wochenschau-Verl, S. 79-95.
- Schlamelcher, Ulrike (2012): Erkenntnistheoretische und methodologische Dilemmata der Diversityforschung. In: Effinger, Herbert/Borrmann, Stefan/Gahleitner, Silke Birgitta/Köttig, Michaela/Kraus, Björn/Stövesand, Sabine (Hrsg.): Diversität und Soziale Ungleichheit. Analytische Zugänge und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit (clone). - Opladen [u.a.]: Budrich, S. 85-96.
- Schroeter, Klaus R. (2012): Altersbilder als Körperbilder: Doing Age by Bodyfication. In: Berner, Frank/Rossow, Judith/Schwitzer, Klaus-Peter (Hrsg.): Individuelle und kulturelle Altersbilder. Expertisen zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung. Band 1. - Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 155-229.
- Schützeichel, Rainer (2011): "Doing Systems". Eine handlungstheoretische Rekonstruktion funktionaler Differenzierung. In: Schwinn, Thomas/Kroneberg, Clemens/Greve, Jens (Hrsg.): Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion. - Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 73-92.
- Strauss, Anselm (1993): Continual Permutations of Action: Communication and Social Order. - Hawthorne (NY): De Gruyter.
- Thieme, Nina (2013): Kategorisierung in der Kinder- und Jugendhilfe. Zur theoretischen und empirischen Erklärung eines Schlüsselbegriffs professionellen Handelns. - Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Weiß, Anja (2013): Ungleichheiten in Zeiten der Globalisierung. In: Soeffner, Hans Georg (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010. Band 1. - Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften, S. 453-465.
- West, Candace/Fenstermaker, Sarah (1995): Doing Difference. Gender & Society, 9, 1, S. 8-37.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. Gender & Society, 1, 2, S. 125-151.
- Wilz, Sylvia (2004): Geschlechterdifferenzierung von und in Organisationen. Beitrag zur Veranstaltung „Organisierte soziale und kulturelle Differenzen“ der Arbeitsgruppe Organisationssoziologie in der DGS, 32. Soziologiekongress, 08. Oktober 2004. - München.

Wolff, Stephan (1983): Die Produktion von Fürsorglichkeit. - Bielefeld: AJZ.